

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 7

Artikel: Was verstehen wir unter einer "friedlichen Welt"?
Autor: Halle, Louis J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was verstehen wir unter einer «friedlichen Welt»?

LOUIS J. HALLE

Realismus als Grundhaltung

Viele verantwortungsbewusste Zeitgenossen sehen heute ihre Aufgabe darin, einen Beitrag zur Errichtung einer «friedlichen Welt» zu leisten. Aber was sollen wir unter diesem Ausdruck verstehen? Bevor man daran geht, ein Haus zu bauen, muss man sich schliesslich ein einigermassen vollständiges und detailliertes Bild davon machen, wie dieses Haus einmal aussehen soll. Genau gleich liegen die Dinge in unserem Fall: Es ist unerlässlich, dass auch wir, bevor wir anfangen, eine «friedliche Welt» zu errichten, uns darüber Klarheit verschaffen, um was für eine Welt es sich hier handeln soll, wie sie aussehen soll, und wie eine künftige Friedensordnung funktionieren soll.

Um hier zu einer brauchbaren Vorstellung zu gelangen, müssen wir von den tatsächlichen Gegebenheiten ausgehen. Es ist vollkommener Unsinn, ein Haus zu planen, dessen Fundamente in der Luft schweben und dessen Mauern aus Zuckerwerk und Spinnweb bestehen. Ebenso sinnlos ist es, von einer Welt zu träumen, die sich des Friedens erfreut nur deshalb, weil ihre menschlichen Bewohner allesamt plötzlich zu Engeln geworden wären. Im folgenden möchte ich versuchen, einige Elemente aufzuzeigen, die eine «friedliche Welt» ausmachen. Ich werde mich dabei auf die konkreten Möglichkeiten beschränken, die uns Menschen mit all unseren Fehlern und Schwächen zur Verfügung stehen.

Unsere Welt ist kriegerisch

Weder «Krieg» noch «Frieden» sind genau definierbare Zustände, wie es die beiden Begriffe auf den ersten Blick vermuten lassen. Wenn eine «friedliche Welt» einfach eine Welt wäre, in welcher keine militärischen Gewaltakte in organisierter Form stattfinden, so könnte man behaupten, dass wir im grossen und ganzen schon heute in einer solchen Welt lebten. Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Beitrages finden nur in Vietnam

und im Mittleren Osten kriegerische Handlungen statt. Dabei handelt es sich, was die räumliche Ausdehnung und die Intensität des Kampfgeschehens anbelangt, um begrenzte Kriege. Aber selbst wenn zur Zeit überhaupt nirgends Krieg geführt würde, wäre die heutige Welt noch weit von dem Zustand entfernt, den wir als «friedlich» bezeichnen dürften. Offensichtlich verstehen wir unter «Frieden» mehr als nur gerade das Ausbleiben einer kriegerischen Handlung in einem gegebenen Moment. Thomas Hobbes schreibt dazu im «Leviathan»:

«Der Krieg zeigt sich nämlich nicht nur in der Schlacht oder in kriegerischen Auseinandersetzungen. Vielmehr kann eine ganze Zeitspanne, in der die Absicht zur Gewaltanwendung offen zutage tritt, ebenso Krieg sein. Und deshalb ist der Begriff der *Zeit* mit der Natur des Krieges ebenso untrennbar verbunden wie mit dem Begriff des Wetters. Macht doch nicht allein ein Regenschauer das schlechte Wetter aus, sondern ebenso eine tagelang anhaltende Regenneigung. Und gleichermaßen zeigt sich das Wesen des Krieges nicht nur im wirklichen Gefecht, sondern schon in einer Periode der offensichtlichen Kriegsbereitschaft, in der man des Friedens nicht sicher sein kann. Jeden anderen Zustand aber mag man als Frieden bezeichnen.»

Und etwas weiter unten fährt er fort:

«... so verharren zu allen Zeiten die Könige und alle souveränen Machthaber aus Furcht vor dem Verlust ihrer Unabhängigkeit in unaufhörlichem Argwohn und in einer den Gladiatoren eigentümlichen Haltung; ihre Waffen sind gezückt, und einer bedroht und belauert den andern: durch Festungen, Heere und Geschütze an den Grenzen, durch Spione im Innern. Es herrscht also ein Kriegszustand.»

Die Welt, in der wir heute leben, ist somit im Sinne der Definition von Hobbes alles andere als eine «friedliche Welt». Die souveränen Staaten auf der ganzen Welt verharren tatsächlich «in einer den Gladiatoren eigentümlichen Haltung; ihre Waffen sind gezückt, und einer bedroht und belauert den andern ... Es herrscht also ein Kriegszustand».

In dem Zustand, den Hobbes als im Grunde genommen kriegerisch bezeichnet, befindet sich wie gesagt unsere heutige Welt. Freilich kann hier nicht von einer stets gleich stark gespannten Situation gesprochen werden. Immer wieder treten Veränderungen ein, und die allgemeine Lage erscheint bald relativ ruhig, bald höchst gefährlich. Zwischen 1948 und 1962, als die Spannungen des Kalten Krieges äusserst gross waren, verschärfte sich die internationale Lage mehrmals sehr bedrohlich. Seit es nach 1962 gelang, diese Spannungen teilweise abzubauen, hat sich die Lage eher wieder etwas beruhigt. Freilich könnte sie sich in den siebziger Jahren wieder zuspitzen. So ist es beispielsweise nicht ausgeschlossen, dass der chinesisch-sowjetrussische Konflikt an Intensität weiter zunimmt oder dass die Situation im Mittleren Osten mit der Zeit jeder Kontrolle entgleitet. Jedenfalls ballen sich fortwährend bedrohliche Kriegswolken am Himmel zusammen. Bald öffnet sich die Wolkendecke ein wenig, und es zeigt sich ein Stück

blauer Himmel, bald schliessen sich die Wolken wieder, und die Welt liegt grau und trostlos da. Im Grunde genommen könnte es jeden Augenblick zu einer stürmischen Entladung kommen.

Es wäre daher vermessen zu behaupten, wir lebten heute in einer «friedlichen Welt». Wenn wir die Errichtung einer solchen Welt als das eigentliche Ziel der nationalen und der internationalen Politik im Auge haben, so heisst dies offenbar nichts anderes, als dass wir uns bemühen sollten, diese spannungsgeladene Situation zu entschärfen. Wir möchten gerne friedliche Verhältnisse schaffen und die düsteren Kriegswolken ein für allemal zum Verschwinden bringen. Freilich lässt sich dieses Ziel in nächster Zukunft nicht verwirklichen. Wir müssen die heutigen Gegebenheiten in Rechnung stellen und uns wenigstens bemühen, die allgemeine Lage so weit als möglich zu verbessern. Wir müssen mindestens den Weg in Richtung einer dauerhaften und vollkommenen Heilung beschreiten. Unsere Aufgabe besteht also darin, die Gefahr organisierter militärischer Gewaltanwendung, unter der wir ständig leben, zu beseitigen oder doch wenigstens so weit als möglich zu vermindern.

Das Ziel: Konflikte domestizieren – die Macht beschränken

Dabei sind unseren Möglichkeiten allerdings gewisse Schranken gesetzt, deren wir uns bewusst bleiben müssen. So lässt sich namentlich die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, dass sich im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen immer und überall Konfliktssituationen einstellen: Konflikte zwischen Einzelmenschen, Konflikte zwischen Gruppen, Konflikte zwischen grossen und souveränen Staaten. Es kommt zu Interessenkonflikten, zu ideologischen Konflikten, zu Konflikten infolge des unterschiedlichen Temperaments der Beteiligten und zu Konflikten, die sich aus fast unvermeidbaren Missverständnissen zwischen Völkern verschiedener Kulturen ergeben. Da wir an diesem Sachverhalt nichts zu ändern vermögen, kann es nicht unsere Aufgabe sein, einen Konflikt aus der Welt zu schaffen; es gilt vielmehr, ihn zu domestizieren, ihn unter Kontrolle zu bringen, seinen Ablauf gewissen Regeln zu unterwerfen und seine Äusserungsformen innerhalb sicherer und festgelegter Schranken zu halten. Auch hier gibt es von Fall zu Fall graduelle Unterschiede.

Die Aufgabe besteht mit andern Worten darin, den Konflikt einzuschränken, indem man die möglichen Verfahren, mit welchen er ausgetragen wird, einschränkt. Die Art und Weise, wie man einen Konflikt austrägt, entspricht also der Art und Weise, wie man Macht ausübt. Es stellt sich folglich das Problem, die Macht zu beschränken, die Macht zu domestizieren, die Macht innerhalb sicherer und festgelegter Schranken zu halten.

Unter dem Begriff «Macht» verstehe ich in diesem Zusammenhang alle

Verfahren, mit welchen einzelne Personen oder ganze Völker ihre Ziele zu erreichen versuchen, das heisst mit welchen sie in Konfliktssituationen ihren Willen durchzusetzen trachten. Das gefährlichste unter allen diesen Verfahren ist die Anwendung kriegerischer Gewalt. Daher muss uns die Beschränkung dieser Form der Gewaltanwendung am intensivsten beschäftigen.

Das Mittel: Gleichgewicht

Man könnte sich beispielsweise vorstellen, dass ein neuer Napoleon, Hitler oder Stalin eines Tages in der Lage wäre, die ganze Welt seiner alleinigen Herrschaft zu unterwerfen und damit einen der Ordnung in einem Zuchthaus vergleichbaren Friedenszustand herbeizuführen. Ich halte jedoch eine solche Entwicklung für absehbare Zukunft weder für wünschenswert noch überhaupt für möglich. Sie liefe zwar in der Tat auf die Errichtung einer Weltregierung hinaus. Freilich wäre eine solche Weltregierung nicht von der Art, wie sie sich ein moralisch verantwortlicher oder realistisch denkender Befürworter einer umfassenden Weltordnung vorstellen würde. Als einzige Alternative zu einer hegemonialen Herrschaft bleibt somit ein Gleichgewichtssystem.

Allerdings haben die Staatsmänner und Idealisten unseres Jahrhunderts die Gleichgewichtspolitik falsch verstanden, wenn sie in ihr ein Phänomen sahen, das eng und unauflöslich zu der Art von Kriegszustand gehöre, wie Hobbes ihn definiert hatte, und welches sich daher nicht mit einem Friedenszustand vereinbaren lasse. Die Vertreter dieser Thesen verschlossen ihre Augen vor den Tatsachen und wiesen die einzige Möglichkeit, welche in unserer unvollkommenen Welt einen Machtmisbrauch zu verhindern erlaubt, von sich; gerade ein machtmässiges Übergewicht ist es nämlich, welches zum Machtmisbrauch Anlass gibt.

Manche weigerten sich, auch nur das Fortbestehen eines Konflikts und die damit verbundene Anwendung von Macht als Realität anzuerkennen. Folglich gaben sie sich den bekannten Wunschvorstellungen hin: Sie hielten es für möglich, die Machtpolitik und jede Gewaltanwendung überhaupt zu ächten. Auf Befehl von aussen hin sollte die Gewalt gleichsam zum Absterben gebracht werden. Sie sprachen von der Errichtung einer internationalen Organisation oder einer Weltregierung und glaubten, eine solche Ordnung müsse nicht auf einer ausgewogenen Machtverteilung beruhen; vielmehr stelle sie eine neue Alternative dar, die jedes Mächtegleichgewicht überflüssig mache oder es überhaupt ausschliesse. Dem Völkerbundsplan Woodrow Wilsons wie Franklin D. Roosevelt's Vorstellungen von den Vereinten Nationen lag der Gedanke zugrunde, dass eine solche Organisation ein Gleichgewichtssystem auf jeden Fall unnötig machen würde, ja dass

sie in Tat und Wahrheit mit dem Fortbestehen eines Mächtegleichgewichts in welcher Form auch immer völlig unvereinbar sei.

Es handelt sich hier meines Erachtens um eine ebenso falsche wie verhängnisvolle Auffassung. Ich halte es für eine unwiderlegbare Tatsache, dass eine internationale politische Organisation nur dann den Frieden und die Freiheit sicherstellen kann, wenn sie sich auf ein Gleichgewichtssystem abstützt – gerade wie sich auch im innerstaatlichen Bereich Frieden und Freiheit nur auf der Grundlage eines Gleichgewichts innerhalb der betreffenden Gesellschaft aufrechterhalten lassen. Da nun in der menschlichen Gesellschaft die Macht immer eine Rolle spielen wird, gilt es sie in Schranken zu halten. Dies lässt sich am besten erreichen, indem man die Macht auf verschiedene Träger verteilt. Unter diesen spielt sich ein Gleichgewicht ein, welches den einzelnen daran hindert, eine hegemoniale Stellung zu erlangen. Sollten wir je eine wirkungsvolle Weltregierung haben, die einen weltweiten Friedenszustand zu gewährleisten vermag, dann wird sie dies nur auf der Grundlage eines Machtgleichgewichts tun können.

Das wichtigste Erfordernis für eine «friedliche Welt» heisst Stabilität, und Stabilität bedeutet ein dauerhaftes Gleichgewicht. Dieses besitzt besondere Bedeutung auf dem Gebiet der Rüstungsbeschränkung: Hier sollte man nämlich nicht um jeden Preis eine überstürzte und unterschiedslose Abrüstung vorantreiben, denn ein solches Vorgehen könnte die Stabilität des internationalen Systems verhängnisvoll stören und damit zum Krieg führen. Vielmehr erfüllt die Rüstungsbeschränkung gerade dann ihren Zweck, wenn sie ein Gleichgewicht von wachsender Stabilität herbeizuführen trachtet.

Gleichgewicht allein genügt nicht

Ein Gleichgewichtssystem allein genügt freilich noch nicht: Es müssen Verhaltensregeln geschaffen werden, welche die Machtausübung in bestimmten Grenzen halten. Solche Verhaltensregeln müssen ihrerseits Autorität verkörpern, das heisst in den Augen der Zeitgenossen muss diesen Regeln eine ihnen selbst innenwohnende Autorität zukommen. Ferner bedarf es einer übergeordneten Autorität, die die Befolgung der Regeln überwacht. Beide Arten von Autorität sind notwendig, und sie stärken sich gegenseitig.

Ich möchte diesen Gedanken anhand eines einfachen Beispieles verdeutlichen: Die meisten Ehemänner scheuen, wenn sie mit ihrer Frau Streit haben, davor zurück, von ihrer überlegenen Körperkraft Gebrauch zu machen und den Streit auf diese Weise zu ihren Gunsten zu entscheiden. Würde ein Mann im Verlauf einer solchen Auseinandersetzung seine grössere Körperkraft einsetzen, so verstiesse er damit gegen die Verhaltensregeln, denen in jeder zivilisierten Gesellschaft die Anwendung von physischer

Gewalt unterliegt. Warum halten sich nun die Ehemänner im allgemeinen an diese Spielregeln? Ein Grund besteht vielleicht ganz einfach in der Angst vor der Polizei. Die Polizei verkörpert die Autorität, die, wenn sie auch nicht von den Regeln ausgeht, sie doch stützt und durchsetzt.

Aber selbst dort, wo die Furcht vor der Polizei keine Rolle spielt, wird in jeder zivilisierten Gesellschaft ein Mann aus psychologischen Gründen meist davor zurückschrecken, seine Frau zu schlagen und zu misshandeln. Er hält sich zurück, weil den Verhaltensregeln selbst Autorität innewohnt: Es gilt als schändlich, wenn ein Mann seine Frau schlägt. In dem hier angeführten Beispiel könnten die psychologisch bedingten Hemmungen sogar auf genetischen Voraussetzungen beruhen, wie dies ja etwa auch in der Welt der Säugetiere der Fall ist, beispielsweise bei den Hunden. Wie dem auch sei – die genannten Hemmungen ergeben sich jedenfalls aus wirkungsvollen kulturellen Voraussetzungen und stehen im Zusammenhang mit der Selbstdisziplin, die das Wesen jeder Zivilisation überhaupt ausmacht.

Wie bereits erwähnt, genügt ein stabiles Gleichgewicht allein noch nicht, um eine «friedliche Welt» zu errichten; es muss unbedingt durch kulturelle und institutionelle Schranken ergänzt werden. Und wenn ich «kulturelle» Schranken sage, so meine ich damit jene psychologischen Hemmungen, wie sie ihre Wirksamkeit vor allem der Entwicklung von Sitten und Bräuchen in Form der Zivilisation und in Form der Kultur der menschlichen Gesellschaft verdanken.

Ansätze zu kulturellen und institutionellen Schranken gegen die Gewalt

Der Bereich dieser psychologischen Hemmungen ist grösser, als wir manchmal glauben. Zum Beispiel bestehen, so scheint mir, starke psychologische Hemmungen gegen den kaltblütigen Einsatz von Atomwaffen, Hemmungen, die je länger desto ausgeprägter in Erscheinung treten. In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre hätten die Vereinigten Staaten von ihrem Atomwaffenmonopol Gebrauch machen können, um die Russen daran zu hindern, dieses amerikanische Monopol zu brechen. Damit hätten sie die Voraussetzung geschaffen, in jedem politischen Konflikt, in welchen sie verwickelt waren, ihren Willen durchzusetzen. Sie hätten jedes Land, das sich ihrem Druck nicht gebeugt hätte, mit einem Schlag in eine Wüste verwandeln und sich rühmen können, in diesem Gebiet den «Frieden» herbeigeführt zu haben – wie es seinerzeit auch die Römer, wenn auch nicht in Britannien, so doch in Karthago taten, und erst noch zu ihrem grossen Vorteil. Wenn wir uns fragen, warum sich die Vereinigten Staaten nicht so verhielten, so kann eine ganze Reihe von Gründen angeführt werden. Meines Erachtens kam aber damals keinem Grund grösseres Gewicht zu als der kulturell bedingten Hemmung, das Leben von Millionen von Männern, Frauen und

Kindern einfach kaltblütig auszulöschen. Wir könnten somit das amerikanische Verhalten auf die Wirksamkeit eines psychologischen Abschreckungsmittels zurückführen. Im Grunde genommen haben wir es hier mit der gleichen Art von Hemmung zu tun, die es einem Ehegatten verwehrt, in einer Auseinandersetzung mit seiner Frau von seiner grösseren Körperkraft Gebrauch zu machen.

Ich bin der festen Überzeugung, dass bei den Russen und Chinesen ebensosehr wie bei den Amerikanern psychologische Hemmungen gegen den Einsatz von Atomwaffen bestehen. Und vielleicht hat sogar das blosse Vorhandensein der Atomwaffen im Hintergrund dazu geführt, dass heute unter allen Nationen die in sich selbst begründeten Hemmungen gegen irgendeine offene und absichtliche Erklärung eines formellen Kriegsstandes stark im Wachsen begriffen sind.

Die gewohnheitsbedingten, aus unserer Zivilisation sich ergebenden Hemmungen können in ihrer Wirksamkeit beträchtlich verstärkt werden durch institutionelle Schranken, so wie, um zu unserem Beispiel zurückzukehren, ein Ehemann nebst anderen Gründen auch aus Angst vor der Polizei davon absieht, seine Frau zu schlagen. Ich würde daher annehmen, dass in einer «friedlichen Welt» das Völkerrecht nicht nur seiner selbst wegen respektiert wird, sondern auch auf Grund institutioneller Vorkehrungen, welche die Autorität, die dem Völkerrecht an sich innewohnt, durch eine übergeordnete Autorität ergänzen.

Die kulturellen und institutionellen Schranken können die an ein Gleichgewichtssystem gestellten Anforderungen einigermassen modifizieren und ihm zu grösserer Stabilität verhelfen. Wenn es allein auf ein genau ausgewogenes Gleichgewichtsverhältnis ankäme, so wäre beispielsweise eine Geschäftsverbindung, in welcher der eine Partner über 49 Prozent und der andere über 51 Prozent des Aktienkapitals verfügten, ganz unmöglich. Tatsächlich erwartet man in der Praxis vom Mehrheitsaktionär, dass er sich nicht ohne weiteres über den Willen seines kleineren Partners hinwegsetzt, da er doch weiss, dass eine solche Verhaltensweise zwangsläufig das Auseinanderbrechen der auch von ihm gewollten Partnerschaft zur Folge hätte.

Eine Moral der Mässigung

Die Bevölkerung der Schweiz befindet sich heute im Grunde in der gleichen Lage. Die französischsprechenden Schweizer machen weit weniger als ein Drittel der Bevölkerung aus, die deutschsprechenden Schweizer mehr als zwei Drittel. Dennoch missbraucht die deutschsprechende Mehrheit ihr Übergewicht nicht, um der französischsprechenden Minderheit ihren Willen aufzuzwingen, weil eine solche Majorisierung zum Auseinanderbrechen der Schweiz führen müsste.

In jeder freiheitlichen Demokratie muss die Herrschaft der Mehrheit an den Rechten der Minderheit ihre Schranken finden. Andernfalls bestünde das Resultat entweder in der Auflösung der betreffenden Gemeinschaft oder in jener Gewaltherrschaft der Mehrheit, die ebenso unerträglich ist wie die Zwangsherrschaft eines einzelnen oder einer Oligarchie. Wären die Rechte der Minderheit nicht bedeutsamer als der Herrschaftsanspruch der Mehrheit, so bliebe es zum Beispiel dem weissen Bevölkerungsteil in den Vereinigten Staaten anheimgestellt, seine schwarzen Mitbürger wieder in den Zustand der Sklaverei zu versetzen oder gar auszurotten. Es ist von grundlegender Bedeutung, dass die Rechte der Minderheit vor dem Herrschaftsanspruch der Mehrheit Vorrang haben.

Ein Gleichgewicht ist notwendig – aber noch viel notwendiger sind Selbstbeschränkung, Mässigung und die Bereitschaft, auch den andern und seine Meinung gelten zu lassen. Diese Voraussetzungen bilden die Grundlage jeder Zivilisation überhaupt. (Die Tatsache, dass gerade heute in zahlreichen Staaten und Gemeinschaften der zivilisierten Welt Zurückhaltung, Mässigung und Toleranz im Schwinden begriffen sind, gibt Anlass zu beträchtlicher Sorge.)

Niemand behauptet heute, es genüge, im Mittleren Osten ein Mächtegleichgewicht herzustellen, um den dortigen Konflikt, der immer wieder alle unsere Staaten zu erfassen droht, zum Verschwinden zu bringen. Auch wenn ein Gleichgewicht besteht, wird der Kriegszustand solange fort dauern, bis endlich beide Konfliktparteien lernen, ihre gegenseitigen Beziehungen in zivilisierter Weise zu gestalten. Im 16. und 17. Jahrhundert gelangten Katholiken und Protestanten nach schmerzvollen Erfahrungen zu dieser Erkenntnis. Die kommunistischen und freiheitlichen Gesellschaften sind heute in ihren gegenseitigen Beziehungen daran, sich zur gleichen Einsicht durchzuringen.

Wo freilich ein Konflikt einen besonders hohen Grad von Intensität erreicht, könnte der Fall eintreten, dass ein starres Gleichgewicht von längerer Dauer eintreten muss, welches in Tat und Wahrheit auf ein machtpolitisches Patt hinausläuft. Unter Umständen finden sich nämlich die Konfliktparteien erst dann bereit, sich mit der nötigen Selbstbeschränkung abzufinden, welche allein es verschieden gearteten Völkern ermöglicht, in einem Zustand des Friedens, wie Hobbes ihn umschrieb, nebeneinander zu leben.

Ausblick

Ich habe versucht, in knappen Strichen meine Vorstellungen von einer «friedlichen Welt» zu skizzieren. Eine solche Welt ist eine Sache des Masses, und der Prozess, in dessen Verlauf sie Gestalt annehmen soll, kann sich nur

schrittweise entfalten und dürfte längere Zeit beanspruchen. Diese erhoffte Welt mit allen ihren wesentlichen Merkmalen, welche die kulturelle Entwicklung und die zivilisierte Gesittung kennzeichnen, über Nacht errichten zu wollen, hiesse sich ausserhalb des Bereichs der Möglichkeiten zu stellen. Dennoch schliesse ich die Möglichkeit nicht aus, dass diese «friedliche Welt» noch früh genug Gestalt annehmen wird, um die Menschheit vor dem Verhängnis zu bewahren, und dass sich die tiefhängenden Kriegswolken verziehen, ehe ein vernichtendes Unwetter uns alle ins Verderben reisst.

Briefe an Harald Kohtz

ALFRED DÖBLIN

[Diktat]

Wiesneck, 18. 8. 56

Sehr geehrter Herr Kohtz, Ihr Brief vom 7. August, der mir zum 78sten Geburtstag Glück wünschte, hat mich sehr gefreut, und ich danke Ihnen herzlich. Mit Vergnügen, aber immerhin auch mit Staunen lese ich in Ihrem Briefe von einer Bewunderung und Verehrung, die meinen Werken gelte; ja, gibt es denn das noch in dem heutigen deutschen Sprachgebiet? Ich sitze und liege hier im südlichen Schwarzwald in einem Sanatorium, kann mich kaum bewegen und schreiben überhaupt nicht, und was ich aus Zeitungen, Zeitschriften und Verlagen höre, zeigt mir nur, wie verschollen abseitig und ungültig für die heutige Gegenwart im Lande mein Epos ist. Aber Sie schreiben von Verehrung und Bewunderung. Könnten Sie mir das gelegentlich erklären, können Sie mich aufklären?

Ihr Name erinnert mich an einen ärztlichen Kollegen, der in Berlin ganz in meiner Nähe am Kaiserdamm wohnte. Auch war Kohdz der Name von Verwandten, angeheirateten, meines jetzt toten Schwagers Alfred Reiss. Aber vielleicht sind es blosse Kombinationen von mir.

Nochmals schönsten Dank für Ihren Glückwunsch, der so vereinzelt ankam, und seien Sie gegrüsst von Ihrem

Dr. Alfred Döblin